Der Grund. Das Feld des Sichtbaren

Gottfried Boehm | Matteo Burioni (Hg.)

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

eikones

Herausgegeben vom Nationalen Forschungsschwerpunkt
Bildkritik an der Universität Basel

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Der Grund.
Das Feld des Sichtbaren

Gottfried Boehm | Matteo Burioni (Hg.)

Wilhelm Fink

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Schutzumschlag: Paolo Uccello, Die Schlacht von San Romano, 1438–1440(?), London, National Gallery, Abb. aus: Dillian Gordon, Fifteenth-Century Italian Paintings, Mus.-Kat. National Gallery, London 2003.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten.

© 2012 Wilhelm Fink Verlag, München (Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn). Internet: www.fink.de

eikones NFS Bildkritik, www.eikones.ch. Die Nationalen Forschungsschwerpunkte (NFS) sind ein Förderinstrument des Schweizerischen Nationalfonds.

Gestaltungskonzept eikones Publikationsreihe: Michael Renner, Basel
Layout und Satz: Lucinda Cameron, Lektorat: Andrea Haase und Daria Kolacka, Basel.

Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5074-6

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Inhaltsverzeichnis

Gottfried Boehm, Matteo Burioni
11 **Einleitung. Nichts ist ohne Grund**

I Ausgangskonstellationen

Gottfried Boehm
29 **Der Grund. Über das ikonische Kontinuum**

Matteo Burioni
95 **Grund und *campo*. Die Metaphorik des Bildgrundes in der frühen Neuzeit oder: Paolo Uccellos *Schlacht von San Romano***

Günter Figal
151 **Der Grund und die Räumlichkeit des Grundes**

Lothar Ledderose
165 **Der Bildgrund in Ostasien**

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

II Die Prägnanz des Grundes in der frühen Neuzeit

Claudia Blümle
189 **Visuelle Emergenz. El Grecos *Verkündigungen***

Nicola Suthor
223 **Transparenz der Mittel: Zur Sichtbarkeit der Imprimitur in einigen Werken Rembrandts**

Sebastian Egenhofer
251 **Grund und Territorium bei Hercules Segers**

Thomas Leinkauf
279 **Philosophische Implikationen des Begriffs ›Grund‹ am Beispiel der Vorstellung eines *propre fonds* bei Leibniz**

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

III Implikationen des Grundes um 1800

Hans Adler
303 **Bodenlosigkeit als Grund – Erkenntnis und Anschauung als Kryptographie der Seele in der Aufklärung**

Juliane Vogel
317 **»Nebulistische Zeichnungen«. Figur und Grund in Goethes Weimarer Dramen**

Ralf Simon
335 **Die Sprache als grundierender Grund und als Topographisierung des Bildes (Karl Philipp Moritz)**

Arno Schubbach
361 **Von den Gründen des Triangels bei Kant**

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

IV Der Grund in Moderne und Gegenwart

Rodolphe Gasché
391 **Der Schleier, die Falte, das Bild. Über Gustave Flauberts *Salambo***

Hans M. de Wolf
417 **Jan Van Eyck, Marcel Duchamp und der erweiterte ›Grund‹-Begriff**

Wolfram Pichler
441 **Zur Kunstgeschichte des Bildfeldes**

Luc Tuymans
475 **Curating the Library**

485 **Autorinnen und Autoren**

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

488 **Personenregister**

490 **Sachregister**

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Die Sprache als grundierender Grund und als Topographisierung des Bildes (Karl Philipp Moritz)

Ralf Simon

I *Commercium mentis et corporis*[1]

Als Christoph Martin Wieland 1755 einen Text mit dem Titel *Betrachtungen über den Menschen* schreibt, handelt es sich noch um den idealistischen und platonischen Wieland, der eine Weltanschauung hegt, die der seines zehn Jahre später einer Idealismuskritik unterzogenen Romanhelden Agathon nicht unähnlich ist. Im genannten Zeitraum macht Wieland die Bekanntschaft mit Johann Georg Zimmermann[2], einem der berühmtesten Ärzte des 18. Jahrhunderts. Der junge Dichter wird zum Schüler des philosophischen Arztes und revidiert seine platonisch-idealistische Weltanschauung, um zu einem der anthropologischen Dichter zu werden.

Ähnliches passiert mit Jean Paul, welcher in Leipzig studiert und dort die Vorlesungen Ernst Platners hört, also jenen Text, der 1772 als *Anthropologie für Aerzte und Weltweise* publiziert wurde.[3] Auch der junge Jean Paul hat als Idealist begonnen, um sich in seinen Studienjahren zu einem materialistischen Anthropologen kurieren zu lassen. Vergleichbar gerät der Theologe Hamann unter den Einfluss des philosophischen Arztes Matthias Knutsen, ebenso wie der Theologe Lavater unter den des Naturkundlers Bonnet.

Friedrich Schiller studiert Ende der 70er Jahre Medizin an der Hohen Karlsschule in Stuttgart und zählt zu seinen Lehrern den

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Anthropologen Jacob Friedrich Abel (*Einleitung in die Seelenlehre*, 1786). Der Titel von Schillers Dissertation lautet *Philosophia physiologiae*, von deren deutscher Fassung wir nur eine fragmentarische Überlieferung unter dem Titel *Philosophie der Physiologie* vorliegen haben. Die ausformulierte Struktur des Gedankenganges findet sich dann in dem zweiten Anlauf zur Dissertation: *Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen* (1780).

Johann Karl Wezel, ein abtrünniger Schüler Platners, veröffentlicht eine anthropologische Programmschrift mit dem Titel *Versuch über die Kenntniß des Menschen* (1784/85) und schreibt zugleich eine Reihe von wichtigen und im 18. Jahrhundert vielbeachteten Romanen.

Denken wir an Karl Philipp Moritz, so stellen wir fest, dass auch er zugleich Romancier, Theoretiker der Ästhetik und Herausgeber des anthropologischen *Magazins zur Erfahrungs-Seelenkunde* (ab 1783) gewesen ist.

Herder schließlich publiziert 1778 seine Preisschrift *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele*, eine ebenfalls in das Gebiet der philosophischen Anthropologie gehörende Abhandlung. Er stellt sich in die Reihe von anthropologischen Texten wie dem *Versuch einer Experimental-Seelenlehre* (1756) von Krüger, Immanuel David Maucharts *Empirische Psychologie* (ab 1792), Johann Nicolaus Tetens *Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung* (1777) und im gleichen Jahr Dieterich Tiedemanns *Untersuchungen über den Menschen*. Exemplarisch wurde die Reihe mit Georg Friedrich Meiers 1744 erschienener *Theoretische[r] Lehre von den Gemüthsbewegungen überhaupt* begonnen. Meier, ein Schüler des deutschen Schulphilosophen Christian Wolff und der spätere Popularisator Baumgartens, versucht hier, die sogenannten unteren Vermögen zu theoretisieren und damit der Schulphilosophie, die sich immer nur mit den oberen Vermögen beschäftigte, einen ergänzenden Teil hinzuzufügen. 1772 wurde das vielleicht wichtigste Standardwerk für die neue wissenschaftliche Disziplin veröffentlicht, es handelte sich um Ernst Platners *Anthropologie für Aerzte und Weltweise*.

Für die deutsche Geistesgeschichte im Vorfeld der Klassik – falls es mir erlaubt ist, diese in die Jahre gekommene Epochenmarkierung zu benutzen – ist kaum etwas wichtiger als die Erkenntnis, dass fast alle zentralen Akteure entweder durch direkte Schülerschaften mit dem anthropologischen Diskurs verbunden oder in Personalunion Anthropologen und Dichter waren: Wieland, Herder, Schiller, Moritz, Jean Paul, Wezel – und man muss nur an die Rolle

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

der philosophischen Ärzte in Goethes *Wilhelm Meister* denken, um Goethe in diese Reihe aufnehmen zu können.

›Anthropologie‹, ein Terminus, der erst im 18. Jahrhundert der Wissenschaftssprache zugetragen wurde[4], ist der Name für ein systematisches Problem in der Folge der Zweisubstanzenlehre des René Descartes. Wissenschaftsgeschichtlich ist die Trennung in *res extensa* und *res cogitans* eine der Erfolgsbedingungen der neuzeitlichen Wissenschaft. Sie wurde freilich stets vom opponierenden Generalbass der *magia naturalis* begleitet, welche dem Dualismus der neuzeitlichen Episteme eine monistische Option gegenüberstellte. Für die deutsche Entwicklung ist es nun entscheidend, dass mit Leibniz' *Monadologie* ein Modell vorlag, welches die starre Trennung des Descartes'schen Dualismus überwand, ohne der monistischen *magia naturalis* anheimzufallen. Leibniz argumentiert sowohl monistisch als auch rationalistisch und ist somit die ideale Vermittlungsfigur zwischen *magia naturalis* und neuzeitlichem Wissensbegriff. Die Dringlichkeit der anthropologischen Fragestellung im 18. Jahrhundert ist eine unmittelbare Folge dieser mit Leibniz gegebenen philosophischen Option.

Anthropologie im Sinne der historischen Semantik des 18. Jahrhunderts geht von der evidenten Erfahrung aus, dass beim Menschen Körper und Geist nicht getrennt sind. Eine geistige Initiative kann unmittelbar eine somatische Kopplung evozieren (und umgekehrt). Also, so lautete die Schlussfolgerung, muss es ein *commercium mentis et corporis* geben. Aber genau dieses *commercium* war durch die Zweisubstanzenlehre prinzipiell ausgeschlossen worden. ›Anthropologie‹ ist insofern der Name für ein erkenntnistheoretisches Projekt, welches auf der Basis Descartes' gegen dessen Hauptunterscheidung angeht – eine unmittelbar aporetische Konstellation. Leibniz war in diesem Zusammenhang eine Art Rettungsanker für alle Denker, für die zwar der Schritt von der Zweisubstanzenlehre zur *magia naturalis* zu groß war, die aber dennoch eine begründbare monistische Option für die Denkbarkeit eines *commerciums* suchten. Es waren Leibniz' *petites perceptions*[5] und ihr begriffliches Umfeld, welches die Möglichkeit eröffnete, zwar die *res extensa* von der *res cogitans* nach wie vor trennen zu können, aber dennoch ihre gleichsam unterirdische, rhizomatische Konvergenz zu behaupten. Die kleinen Wahrnehmungen sind nach Leibniz unbewusst, sie bleiben grundsätzlich im Dunkeln. Ihre Größeneinheit ist die einer gegen Null gehenden Minimalität, deren mathematisches Korrelat die von Leibniz vorangetriebene Infinitesimalrechnung ist. Gerade aber

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

die unaufklärbare Kleinheit der *petites perceptions* macht sie für den Versuch, die menschliche Seele zu begreifen, so wichtig. Denn die kleinsten Regungen im untersten Wurzelwerk der Seele sind es, die dem ganzen Vermögensapparat eine ursprüngliche Richtung geben.

Leibniz hat also die anthropologische Möglichkeit eröffnet, eine Kopplung von somatischer und intelligibler Verfassung denkbar zu machen. In dem Moment, in dem im 18. Jahrhundert einerseits eine Wahrnehmungstheorie der unteren Sinne – Baumgartens *Aesthetica* von 1750 –, andererseits die anthropologische Fragestellung Raum gewann, wurde der Impuls der Leibniz'schen Monadenlehre tief in die Debatten eingespeist. Wichtig wurde insbesondere die Unaufklärbarkeit jenes vor- und unbewussten Wurzelwerkes der primären sensitiven Wahrnehmungen. Als *fundus animae* wurde diese präkognitive Synthesis des sensitiven Apparates bezeichnet, welche entwicklungsgeschichtlich aller bewusstseinstheoretischen Synthesisleistung vorangeht.[6] Die entstehenden Theorien, beginnend mit der Ethologie[7], fortschreitend über die Entwicklungspsychologie bis hin zur Ästhetik und zur Herder'schen Geschichtsphilosophie lassen sich als Deutungsversuche dieses *fundus animae* verstehen.

Das Werk von Karl Philipp Moritz bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme, sondern vielmehr einen präzisen und zugleich originellen Beitrag. Moritz bietet in seinem *Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde* eine empiristische Reihe von Fallstudien auf, um anhand seltsamer und pathogener Seelenzerrüttungen eine Matrix möglicher Verknüpfungswege im *fundus animae* zu entwickeln. In der kaschierten Autobiographie *Anton Reiser* unterliegt dieses Material einer romanhaften Synthetisierung. Zugleich entwickelt Moritz eine umfangreiche Sprachphilosophie und die wohl erste Version der später sogenannten Autonomieästhetik. Im Folgenden soll es darum gehen, diese anscheinend divergenten Werkteile auf ihren gemeinsamen Nenner, die implizite Theorie des *fundus animae*, hin zu lesen. Es wird sich dabei zeigen, dass Moritz ganz offenkundig eine Theorie des Bildes aus einer durch die Sprache geleisteten Topographisierung des ›dunklen Grundes‹ entwirft.

II Ästhetik des Schönen

Schon die bei Moritz nur in wenigen Sätzen angedeutete Kosmologie bedient sich Leibniz'scher Grundannahmen mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass die zitierbaren Sätze nur noch die zitathafte Abbreviatur der *Monadologie* sind. Die Welt als Zusammenhang der Dinge ist als solche für den Menschen nicht erkennbar,

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

da er immer nur aus einem monadischen »*point de vue*«[8] heraus seinen Ausschnitt aus ihr wahrnehmen kann. Das Ganze unverstellt erblicken zu können, ist bei Leibniz allein der Zentralmonade Gott vorbehalten. So beginnt Moritz seinen Theorieaufbau zwar mit einer Geste der epistemologischen Selbstbescheidung, aber nur, um ihr sofort eine kompensatorische Wendung zu geben. In *Über die bildende Nachahmung des Schönen* (1788) formuliert er mehrfach die Unerkennbarkeit des Ganzen:

> »Aus eben dem Grunde können wir auch mit dem ganzen Zusammenhange der Dinge den Begriff von Schönheit nicht eigentlich verknüpfen, eben weil dieser Zusammenhang, *in seinem ganzen Umfange*, weder in unsre Sinnen fällt, noch von unsrer Einbildungskraft umfaßt werden kann, gesetzt daß er auch von unserm Verstande gedacht werden könnte.«[9]

Obwohl diese Unerkennbarkeit am Anfang einer Sequenz theoretischer Aussagen steht, betont Moritz doch stets, dass er diesen Zusammenhang als intakte *chain of being*[10] unterstellt. Kontrafaktisch zur *ratio cognosciendi* hält er an einer *ratio essendi* fest, welche in ihrer Selbstverständlichkeit als Ontologie nur aus dem Philosophiemodell plausibel zu machen ist, das Moritz von Leibniz übernimmt.

Eine weitere theoretische Kopplung ist an dieser Stelle durch den Begriff des Erhabenen gegeben, der auf der dem gegebenen Zitat folgenden Seite fällt. Die Unerkennbarkeit des Ganzen als Inbegriff des Zusammenhangs der Dinge übersteigt die Fähigkeiten der Einbildungskraft.[11] Sie kann nur solche Ganzheiten erfassen, die als schöne Gestalten erscheinen. In einer historisch vor der Kant'schen *Kritik der Urteilskraft* liegenden Erörterung des Erhabenen unternimmt Moritz die interessante Volte, die epistemologisch induzierte Erhabenheit als Basis für eine kompensatorisch eingeführte und nur ästhetisch vollziehbare Ganzheitserfahrung im Rahmen des Schönen zu denken. Das erscheinende Schöne liegt einer vorgängigen Erhabenheit auf.

Für die Wahrnehmung wird der Zusammenhang der Dinge als eine Ganzheit erst im Schönen evident:

> »Jedes schöne Ganze aus der Hand des bildenden Künstlers, ist daher im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur; welche das noch *mittelbar* durch die bildende Hand des Künstlers nacherschafft, was unmittelbar nicht in ihren großen Plan gehörte.«[12]

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Auch bei diesem Theorem verzichtet Moritz auf eine ausführliche Begründung; sie ist auf dem Boden der Leibniz'schen Philosophie selbstverständlich gegeben. Interessant ist aber, wie Moritz die subjektinterne Emergenz der Gestaltung denkt. Er geht von einer Tatkraft[13] aus, welche den Menschen dazu antreibt, die ihm unmittelbar unerkennbare, aber in dunkler Ahnung unterstellte Ganzheit mittels seiner epistemologischen Möglichkeiten zu reformulieren. Der Mensch wird damit quasi zu einem *alter deus*, wenn die Tatkraft den Zusammenhang der Natur »zu einem *eigenmächtig* für sich bestehenden Ganzen bildet«.[14] Diese Tatkraft ist nichts anderes als der in der Monade arbeitende Drang, den dunklen Seelengrund aufzuhellen und zur Klarheit zu bringen. Entsprechend werden die Begriffe ›Klarheit‹[15] und ›Licht‹[16] ganz im Sinne von Baumgartens *Aesthetica*[17] zu Auszeichnungen des Schönen.

Soweit ist die Moritz'sche Ästhetik in ihrem Grundriss klar: Ganz auf Leibniz basierend wird eine Ontologie des harmonischen Zusammenhangs der Dinge angenommen, zu welcher eine Anthropologie derart in struktureller Kopplung steht, dass die interne Aufklärung des dunklen Seelengrundes durch die Tatkraft zu einer symbolischen Repräsentation des Zusammenhanges als solchem führt. Diese Ästhetik formuliert sich daher nicht über den Begriff der Mimesis. Es geht nicht um Nachahmung einzelner Handlungen, sondern um das Konzept einer kompletten Neurepräsentation der Idee des Ganzen im eingeschränkten, nämlich schönen Gegenstand, sofern er der menschlichen Erkenntnisfähigkeit zugerechnet ist. Die blinden Flecke dieser Argumentationskette – wie ist der als unerkennbar behauptete Zusammenhang der Dinge beweisbar und: wie und warum ist die menschliche Tatkraft qualifiziert, das Ganze adäquat zu wiederholen? – werden von Moritz keiner eigenen Theorieanstrengung unterzogen.

III Erfahrungsseelenkunde

Dieser einfache Grundaufbau seiner ästhetischen Überlegungen erfährt eine erhebliche Komplizierung, wenn man den Versuch unternimmt, Moritz' Theorie des Seelengrundes umfassend in die Überlegungen einzubeziehen. Schon dem flüchtigen Blick auf das Gesamtwerk zeigt sich, dass sich die sogenannte Autonomieästhetik, die Moritz entwickelt, in einem eigentümlichen Gegensatz zu seiner ästhetischen Praxis befindet. Sein Roman *Anton Reiser* steht dem *Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde* näher als dem Begriff des Schönen. Man hat den Eindruck, als würde Moritz in der Ästhetik geradezu

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

den Gegenentwurf zu all den pathogenen Protokollen entwerfen, denen er ansonsten weitaus größere Aufmerksamkeit widmet. Wie also wären die ästhetischen Überlegungen einer Relektüre zu unterziehen, wenn man die Theorie des *fundus animae* als den Konstruktionspunkt einer Moritz folgenden Gedankenperspektive[18] wählt?

Es ist der Aufsatz »Vermischte Gedanken über Denkkraft und Sprache« (1787) im fünften Band des *Magazin[s] zur Erfahrungs-Seelenkunde*[19], in welchem Moritz die ganze Debatte um Leibniz' *petites perceptions* aufrollt und dabei zunächst die naheliegende sensualistische Option wählt: »Die ersten *Grundbegriffe* alles menschlichen Denkens, sind *sinnliche* Eindrücke auf unsere Organe.«[20] Mit Leibniz behauptet Moritz das Unbewusstbleiben dieser Vorstellungen, welche sich als »dunkle Bilder der Phantasie« und als »versteckte Ideenassociation unseres Geistes« ansammeln.[21] Da es in der Seele aber keine isolierten Ideen gibt, sondern alles in einen Zusammenhang kommt[22], handelt es sich um mehr als nur um Ansammlungen. Es handelt sich um eine eigenmächtige Systematik unterhalb der durch das Subjekt in Anspruch genommenen Kontrolle: »Manche Gedanken werden so leise und in so unmerklichen Nüancen mit einander umgetauscht, daß sie in dem Augenblick, wenn sie, um mich so auszudrücken, unter den Fokus unseres Bemerkungskreises kommen, von uns nicht erkannt oder auch nur augenblicklich wieder aus unserm Gedächtnisse verwischt werden.«[23] Moritz zieht aus diesem Gedanken eine radikale Schlussfolgerung. Wenn sich in dieser permanenten Verschiebetätigkeit unserer sinnlichen Grundbegriffe unterhalb der Bewusstseinskontrolle Gedanken und Bilder selbständig mit anderen Gedanken und Bildern koppeln, dann sind »eine Menge anderer Gefühle, die in uns vorgehen, […] durchaus nichts anderes als Folgen eines schnellen Syllogismus, den die Seele gemacht hat«.[24] Man wird sogar sagen müssen, dass die Seele, insofern alles in ihr verbunden wird, gar nicht anders kann, als permanent eine Neuintegration der sinnlichen Eindrücke zu vollziehen. So entstehen Gefühle gleichsam durch systemimmanente Emergenzen.

Es ist offenkundig, dass an dieser Stelle ein systematisches Problem entsteht. Wenn Gefühle, Bilder und Ideen gleichsam aus der rekursiven Selbstanwendung der im *fundus animae* verknüpften Fäden[25] entstehen, dann gibt es in dieser Vorstellung der Seelentätigkeit keine Stoppregel. Das Subjekt kann nur diejenigen Gedanken in seine Apperzeption[26] aufnehmen, die dafür deutlich genug geworden sind. Aber das rhizomatische Wurzelwerk der *petites perception*s bleibt der Steuerung entzogen. Folglich sind alle möglichen Bilder- und

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Gedankenverbindungen denkbar. Ihre pathogenen Realisierungen zu analysieren, ist die Aufgabe des *Magazin[s] zur Erfahrungs-Seelenkunde*. Wenn der *fundus animae* derart pathogene Weltkonstruktionen nicht nur zulässt, sondern quasi kombinatorisch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit heraufbeschwört, dann gibt es kein Argument für Moritz' Theorem, dass die Tatkraft, indem sie das Ganze des Weltzusammenhangs *in aestheticis* noch einmal schafft, dabei das Schöne erzeugt. Sie kann genauso gut das Wahnsinnige erzeugen. Nichts sichert die Harmonie zwischen der monadischen Weltkonstruktion und der Welt selbst als das unbeweisbare Theorem, sie sei prästabiliert.

Es war Johann Gottfried Herder, der zehn Jahre vor Moritz' Aufsatz diese Sachlage beschrieben hat. 1778 erscheint seine Schrift *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele*, in der programmatisch gefordert wurde, was das Moritz'sche *Magazin* einlösen wollte: »Lebensbeschreibungen: Bemerkungen der Ärzte und Freunde: Weissagungen der Dichter – sie allein können uns Stoff zur wahren Seelenlehre schaffen.«[27] Gegenstand dieser Lebensbeschreibungen in anthropologischer Hinsicht wären »die verflochtenste[n] Pathologie[n] der Seele« und die »sonderbarsten Anomalien und Analogien menschlicher Abenteuerlichkeit«.[28] Die Grundvoraussetzung für diese Recherche des *fundus animae* ist die Aufkündigung der Leibniz'schen Harmoniethese – erst dies setzt überhaupt den anthropologischen Diskurs frei: »Insonderheit, dünkt mich, hätte dem großen Erfinder des Monadenpoems das System prästabilierter Harmonie fremde sein dörfen, denn mir scheints, beide bestehen nicht wohl beieinander.«[29] Die Konsequenz, mit der Herder den Gedanken ausspricht, den sein Paraphrast Moritz schweigend impliziert, ist beeindruckend: »Wer ins Tollhaus gehet, findet alle Narren auf verschiedne Art, jeden in seiner Welt, rasen: so rasen wir alle sehr vernünftig, jeder nach seinen Säften und Launen. Der tiefste Grund unsres Daseins ist individuell, so wohl in Empfindungen als Gedanken.«[30]

Es ist evident, dass eine Anthropologie, die Leibniz' Gedanken der *petites perceptions* konsequent und empirisch verfolgt, in die Opposition zum Harmoniepostulat geraten muss. Genau dies passiert Moritz im *Magazin* und ebenso im *Anton Reiser*, der als epistemologischer Roman den Versuch unternimmt, eine ausführliche Genese einer solchen aus den vielen Fäden des Seelengrundes resultierenden Pathologie zu entwickeln. Insofern Moritz aber spätestens Mitte der 80er Jahre diesen Gedankengang vollzogen hatte, wird die

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

in der zweiten Hälfte der 80er Jahre in den bekannten Aufsätzen einsetzende Formulierung der Autonomieästhetik zu einem Problem. Moritz nimmt dort das schon längst anthropologisch überholte Harmoniepostulat in Anspruch, um eine Ästhetik zu entwickeln, die sich aus diesem Blickwinkel nur als kontrafaktische Verdrängung eines besseren, aber unbequemen anthropologischen Wissens erklären lässt.

Aber ist dies schon das letzte Wort? Hat Moritz sein Theoretisieren in die Aporie von fortgeschrittener Anthropologie versus Leibniz'scher Ästhetik geführt, die zu konstatieren ein vernichtendes Urteil impliziert? Oder hat er eine Antwort auf die aporetische Situation?

IV Sprachtheorie

Interessanterweise folgt in dem diskutierten Aufsatz »Vermischte Gedanken über Denkkraft und Sprache« (1787) auf die Erörterung der Leibniz'schen Theorie im zweiten Teil eine Sprachursprungsdebatte. Sie ist ebenso marginal und schülerhaft wie das Leibnizreferat; aber sie weist einen Weg. Im *Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde* finden sich über die verschiedenen Bände verteilt neben anderen Sprachreflexionen insgesamt acht Aufsätze mit dem fortlaufenden Titel »Sprache in psychologischer Rücksicht«. Die Texte haben eine durchschnittliche Länge von zehn Seiten, passagenweise gehen sie in Moritz' umfangreicheres Buch *Deutsche Sprachlehre für die Damen* ein.[31] Die Schriften zur Sprache gipfeln in einem vierbändigen *Grammatischen Wörterbuch*, umfassen eine Stillehre (*Vorlesungen über den Styl*), eine *Italienische Sprachlehre für die Deutschen* und eine Reihe von weiteren Aufsätzen.

Wollte man Moritz' Sprachtheorie charakterisieren, so wären zwei Bestimmungen zu nennen. Zum Ersten legt Moritz eine Sprachtheorie vor, die aus heutiger Sicht an Karl Bühlers Analyse der Deiktika in der *Sprachtheorie* erinnert.[32] Es sind die kleinen Wörter, die Moritz vor allem interessieren. Zweitens verbindet er seine Sprachtheorie sofort mit dem Bildbegriff.[33]

Die *Deutsche Sprachlehre* besteht auf knapp 300 Seiten aus der minutiösen Lektüre einer zweiseitigen Idylle Geßners. Ziel der Sprachlehre ist es, durch die Sprache »in unsere Seele zu blicken« und dabei »den Gang unsrer Ideen zu erkennen«.[34] Ausdrücklich wird hier also die Auslegeordnung des Aufsatzes aus dem *Magazin* wieder aufgenommen: Die Sprache ist der Schlüssel zum ›dunklen Grund‹. Sie ist es deshalb, weil die Worte ihre Funktion darin finden,

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Bilder der Dinge hervorzurufen. Indem sie dies tun, evozieren sie diejenigen Einheiten, die vor allen Dingen auf dem Grund der Seele liegen bzw. ihn im eigentlichen Sinne ausmachen: Bilder. Wörter, die Bilder hervorzurufen vermögen, nennt Moritz »Nennwörter«[35], später dann »Bildwörter«.[36] Damit aber das Nennen als Hervorrufen von Bildern nicht insular bleibt, müssen die Bilder verbunden werden. Es sind die kleinen Wörter, die »Bindungen«, welche »gleichsam der Kit [sind], welcher das Bild zusammenhält«.[37]

Mit dieser Einteilung wird klar, dass Moritz in der Sprache den Inhalt von der Form unterscheidet. Der Inhalt wird durch die Nenn- und Bildwörter (also die Nomina) sowie durch die Ton- und Empfindungswörter (also die Verben) ausgedrückt. Der Inhaltsaspekt bezieht sich auf den Seelengrund zurück und zitiert dessen Bilder. Interessanter ist aber die Formanalyse der kleinen Wörter: »Die nähere Kenntniß dieser kleinen Wörter, als *auf*, *an*, *aus*, *von* u. s. w., ist außerordentlich wichtig, und wird Ihnen die schönsten Aufschlüsse über den ganzen Zusammenhang der Sprache geben.«[38] An diesem Zitat ist die aus den ästhetischen Schriften bekannte Formulierung vom »ganzen Zusammenhang« auffällig. In der Tat sind es die Deiktika – der Begriff sei in der grössten Extension, gemäß Bühler, verwendet –, welche der Sprache den Zusammenhang geben. Moritz liefert gewissermaßen eine vorlinguistische Grammatik nicht der Bühler'schen »Deixis am Phantasma«[39], sondern, um für die Sache einen Begriff vorzuschlagen, der Deixis am *fundus animae*. Dies ist, so lautet die These, Moritz' sprach- wie bildtheoretische Antwort auf die exponierte Aporie, eine Autonomieästhetik mitsamt Harmoniepostulat nach dem Zubruchegegangensein des Harmoniepostulats zu behaupten. Moritz formalisiert das Harmoniepostulat zur Analyse der deiktischen Funktion der Sprache.[40] Die Deiktika geben den Zusammenhang, sie topographisieren den *fundus animae* und damit die Bilder. In diesem Sinne ist es die Sprache, die in den Seelengrund gleichsam das Verkehrssystem einzieht. Vielleicht sollte man hier aber nicht in gegenwärtiger Metaphorik (›Verkehrssystem‹) formulieren, sondern in der des 18. Jahrhunderts. Moritz spricht in diesem Zusammenhang vom Licht und von der Gedankenperspektive. Bevor einige Beispiele für die den *fundus animae* topographisierende Funktion der sprachlichen Deixisanalyse gegeben werden, sei darauf hingewiesen, dass die jetzige Vorstellung, es wäre zunächst der Seelengrund als solcher vorhanden und er würde in einem zweiten Schritt durch Sprache aufgehellt, später korrigiert werden muss. Aber zunächst: Wie sieht Moritz' Analyse genau aus?

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

In dem ersten der *Magazin*-Aufsätze »Sprache in psychologischer Hinsicht«[41] erörtert Moritz eine sprachliche Eigentümlichkeit, in der die Sprache, welche eigentlich eine Aktivität des Geistes ist, sich selbst als Passivität setzt. Die unpersönlichen Zeitwörter (wie er es nennt) in Formulierungen wie »es gereute mich« oder »es wundert mich« bringen »von uns unabhängige Verändrungen in unsrer Seele«[42] zum Ausdruck. Dabei wird diese dunkle Seelentätigkeit nicht nur in der Sprache als Passivität notiert, sondern zugleich einer Apperzeption unterzogen, wie er, die sprachliche Wendung »es gereute mich« auslegend, zeigt: »[U]nter *mich* denke ich mir den Zusammenhang aller der Vorstellungen, die schon in meiner Seele *sind*, und unter *gereut*, das Verhältniß zwischen dem *es* und *mich*, wovon das letztre ein unwillkührliches Bestreben hat, das erstre aufzuheben, wenn es möglich wäre.«[43] Durch das »mich« wird der Zusammenhang dem »persönlichen Bewußtseyn, oder dasjenige, was wir unser *Ich* nennen«[44], zugeschrieben. Man kann an dieser Analyse sehr genau sehen, wie die deiktischen Sprachfunktionen in die »innersten Tiefen unserer Seele«[45] eingreifen. Die Sprache als solche zitiert nicht nur die Bilder durch Nennwörter, sondern macht sie sich zu eigen, schreibt sie dem Ich zu und schafft so den Zusammenhang. Damit formuliert Moritz ein sprachtheoretisches Analogon zur Kant'schen transzendentalen Apperzeption und ihrer Einigungsfunktion für das Mannigfaltige unter das »Ich-denke«.[46] Die »Reue«, die aus dem dunklen Seelengrund aufsteigt, wird durch das »mich«, welches sich im Verb zum unpersönlichen »es« ins Verhältnis setzt, angeeignet. Moritz entwickelt also eine Grundformel für die Impersonalia[47]: »*es* → Verhältnis → *mich*«, wobei das »es« den dunklen Grund aufruft, das jeweilige Verb die Besonderung des Verhältnisses[48] zum dunklen Grund bestimmt und das »mich« die Apperzeption zur Einheit des Bewusstseins leistet. Die Sprache hellt den Seelengrund auf, sie entbirgt ihn.

Mit einer ähnlichen Stoßrichtung versucht der zweite Aufsatz der besagten Reihe die Analyse der Präpositionen dazu zu benutzen, den »Begrif von dem *Standorte*«[49] sprachlich zu gewinnen. Was Moritz hier macht, ist nun tatsächlich die Bühler'sche »Deixis am Phantasma«, als deren Definition Moritz vorschlägt: »Der Begrif von dem *Standorte* der Reihe muß sich also durch den Begrif von der Reihe selber gleichsam hindurch *bewegen*, und muß durch diese Bewegung demselben nachgeholfen werden.«[50] Die Präposition *um* entdeckt sich Moritz als zusammengesetzter Begriff[51], in dem ein ganzes System von Präpositionen enthalten ist.[52] Hier wird der Versuch

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

unternommen, alle »möglichen Seiten einer Person oder eines Dings«[53] sprachlich darzustellen. Dies ist wiederum nichts anderes als die sprachtheoretische Reformulierung des Leibniz'schen Theorems von der Lage der Monade.

Wichtiger aber als die erstaunliche Konvergenz zu Bühlers Bestrebungen ist Moritz' Versuch, die Analyse der Präpositionen als sprachtheoretische Realisierung des Leibniz'schen Begriffs vom Standpunkt der Monade – ihrem *point de vue* oder ihrer Perspektive[54] – zu platzieren. Die Rede von dem Punkt[55] oder der Perspektive[56], die in den ästhetiktheoretischen Schriften von Moritz so zentral ist, gewinnt eine neue Bedeutung, wenn man sie aus seiner Sprachtheorie heraus versteht, also als den Versuch rekonstruiert, dem *fundus animae* eine grundsätzliche Topographie mit inhärenten Standpunkten zuzudenken. Es geht also um die Gedankenperspektive, wie es der bündige Text »Grundlinien zu einer Gedankenperspektive« aus dem siebten Band des Magazins[57] bestimmt, in dem die Begriffe der Gegend, des Gemäldes und der Einbildungskraft enggeführt werden.[58]

Wo derart die Analyse der Deiktika zu einer Analyse der Perspektive wird, kann die Bühler'sche ›ich-jetzt-hier-origo‹ nicht fern sein:

> »Das passende Verhältniß einer Vorstellung in den Zusammenhang aller übrigen, oder dasjenige, was wir die *Wahrheit* derselben nennen, bezeichnen wir nun im Allgemeinen durch das Wort *ist*. Und so wie wir bei dem Worte *da* die ganze nebeneinander bestehende Welt, und bei dem Worte *jetzt* die ganze Reihe aller aufeinander folgenden Zeiten, mit unsern Gedanken umfassen mussten, so müssen wir nun auch bei dem Worte *ist* jedes Mal den ganzen Zusammenhang unserer Vorstellungen überschauen, um denjenigen, die wir uns als *wahr* denken wollen, ihren gehörigen Platz unter denselben anzuweisen.«[59]

Wieder erinnern die Formulierungen vom »ganzen Zusammenhang« an das Harmoniepostulat der ästhetischen Schriften. Der dritte der *Magazin*-Aufsätze, aus dem das Zitat stammt, formuliert denn auch das Leibniz'sche Theorem von der Lage der Monade zu allen anderen Lagen als Sprachtheorie: »Wir müssen auch die Dinge benennen, welche *um* dasselbe [ein für sich bestehendes Ding, R. S.] her sind, damit es Festigkeit erhält, und nicht in die Luft zerflattert.«[60] Dies zu leisten, sind die »kleinen Wörter« aufgerufen, »welche einen Ort im Allgemeinen bezeichnen«[61], weshalb »in den

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

kleinsten Wörtern der Sprache oft die erhabensten Begriffe ruhen«.[62] Der »Zusammenhang aller Dinge«[63] ist also ein sprachlicher, und Moritz hat in seiner Sprachtheorie den Punkt zielgenau erfasst, den Bühler im 20. Jahrhundert mit den dort zur Verfügung stehenden Mitteln in Angriff genommen hat.

Das Ergebnis dieser sprachtheoretischen Recherche lässt sich nun zusammenfassen. Moritz transformiert offenkundig das Leibniz'sche Harmoniepostulat in eine formalisierte Theorie der sprachlichen Deixis. Der Zusammenhang der Dinge wird durch die sprachinterne Topographisierung geleistet; pointiert ausgedrückt: Die prästabilierte Harmonie wird von Moritz formaliter als Sprachtheorie der Deiktika konzipiert. Damit lässt sich das Problem, dass der *fundus animae* keine interne Stoppregel haben kann und deshalb materialiter die Leibniz'sche Metaphysik sprengt, auf die Inhaltsebene verschieben. Auf der formalen Ebene kann die alte Rede vom Zusammenhang und der Perspektive weitergeführt werden.

Es lohnt sich, mit diesem Ergebnis erneut an die ästhetiktheoretischen Schriften heranzugehen. Denn es wird nun deutlich, dass man die Sprachtheorie von Moritz in die Kernbestimmungen sowohl seiner Anthropologie als auch seiner Ästhetik einschreiben muss. Hat die bisherige Forschung vor allem das *Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde* im Rahmen der Anthropologiedebatte bedacht, so scheint es nun an der Zeit, die Sprachtheorie als eine spezifische Antwort auf die Theorie des *fundus animae* zu entdecken: Die Deiktika ordnen die Bilder des *fundus animae*. Sie können insofern dessen Bildersturm beruhigen (Anthropologie) oder sogar das Schöne hervorbringen helfen (Ästhetik). Deshalb ist der Gang mit der Sprachtheorie in die Ästhetik zurück.

V Sprachursprungstheorie: Sprache als grundierender Grund und als Topographisierung des Bildes

In *Über die bildende Nachahmung des Schönen* findet sich eine rätselhafte Bemerkung:

> »Nun kann aber nur die Vorstellung von dem, was das Schöne *nicht zu sein braucht,* um schön zu sein, und was als überflüssig davon betrachtet werden muß, uns auf einen nicht unrichtigen Begriff des Schönen führen, indem wir uns alles, was nicht dazu gehört, um dasselbe her hinweg, und also wenigstens den wahren Umriß des leeren Raumes denken, wohinein das von uns Gesuchte, wenn es positiv von uns gedacht werden könnte, notwendig passen müßte.«[64]

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Was ist der »wahre Umriß des leeren Raumes«? Und wie ist ein Schönes denkbar, wenn in einem negierenden Denkexperiment alles zum unrichtigen Begriff Gehörende solange abgesondert wird, bis gar nichts Materielles mehr übrig bleibt? Als Erscheinensbedingung des Schönen, das nach Moritz' Ästhetik immer als tatsächlich Vorhandenes gedacht ist[65], wird hier eine rein formale Topographie angenommen. Dieser irritierende Formalismus passt zunächst kaum zu einer Ästhetik des erscheinenden Schönen, die auf einer symbolischen Wiederholung der makrokosmischen Ordnung aufbaut und deshalb einen starken inhaltsästhetischen Zug hat. Aber die Formulierung bleibt nicht singulär. In *Die Signatur des Schönen* schreibt Moritz:

> »Auf die Weise kann nun auch auf dem Grunde der Einbildungskraft, da, wo die in ihr erweckten Bilder ihre letzte, leiseste Spur zurücklassen, durch das Zusammentreffen aller dieser Spuren etwas von allen den einzelnen Bildern ganz Verschiednes entstehen, das bloß die reinsten Verhältnisse in sich faßt, nach welchen das ganz voneinander Verschiedne sich um und zu einander bewegt.«[66]

Auch hier werden Inhalte der Einbildungskraft – die Bilder – von einem rein formalen Rahmen unterschieden. »Bloß die reinsten Verhältnisse« sind es, die sich in die Einbildungskraft eingeschrieben haben, zwar durch Spuren und also supplementär, aber gleichwohl mit der Aufgabe, eben diese Bilder einer Ordnung der Verhältnisse, einem Umriss des leeren Raumes primordial zuzuordnen.

Nach dem rekonstruierenden Durchgang durch Moritz' Sprachtheorie ist es nun klar, dass mit diesen beiden zunächst dunklen Formulierungen nur die formale Funktion der Sprache gemeint sein kann, die dem dunklen Seelengrund mit seinen Bildern eine Topographie einschreibt. Indem die »kleinen Wörter« als Kitt der vielen einzelnen Bilder der Einbildungskraft zu einem ganzen Bild verhelfen[67], ist es die Sprache, welche der Einbildungskraft die Form gibt und somit auch dem Schönen die Erscheinungsbedingung sichert. Denn die Schlussfolgerung ist unausweichlich, dass nur das feste Gerüst erstens der Präpositionen, zweitens des Personalpronomens der ersten Person Singular und drittens des die Wirklichkeit besiegelnden Imperfekts[68] die »Festigkeit« des Dinges überhaupt[69] und also auch die des erscheinenden Schönen sichern kann.[70]

Gleichwohl, auf dem Stand der bisherigen Argumentation klafft noch ein Hiatus zwischen der topographisierenden Sprache und dem tatsächlichen Erscheinen des Schönen. In der Tat wird man

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

einen weiteren Schritt zu gehen haben – einen radikalen Schritt, der die Sprache derart in den Grund einschreibt, dass sie selbst den Gegenstand und sein Bild erst gibt. Moritz ergreift diese Notwendigkeit, die sprachliche Topographisierung nicht erst sekundär den schon vorhandenen Inhalten des *fundus animae* aufzupfropfen, in voller Bewusstheit. In der *Deutschen Sprachlehre für die Damen* schreibt er, die imaginierte Adressatin ansprechend:

> »Wenn Sie auf Ihrem Altan stehen, so können sie *Wiese*, *Wald*, und *Fluß*, vermöge dieser Benennungen, sehr gut unterscheiden: hätten Sie solche Benennungen nicht, wer wüßte, ob nicht alle Gegenstände vor ihren Augen gleichsam ineinanderfließen würden: aber das Wort schreibt nun jedem einzelnen Bilde seine Grenzen vor, und giebt ihm seine Gestalt.«[71]

Die Sprachursprungsdebatte, die Moritz genau an dieser Stelle anzettelt und die wiederum auf den hier ungenannt bleibenden Herder – nun als Autor der *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts* – anspielt, bringt die »Begriffe von *Unterscheidung* und *Benennung*«[72] als formierende Sprechakte in den Schöpfungsbericht von Genesis I,1 ein, so dass schon hier, vor der adamitischen Benennungsszene, allein die Nennung von Licht, Himmel, Erde und Tieren die Welt erschafft:

> »So lange der Mensch noch ohne Sprache war, muß die Welt gleichsam ein Chaos für ihn gewesen seyn, worinn er nichts unterscheiden konnte, wo alles wüste und leer war, und Dunkel und Finsterniß herrschte – Da aber die Sprache mit ihren ersten Tönen die schlummernde Vorstellungskraft erweckte, da fing es an zu tagen, und die Morgendämmrung brach hervor […]«[73]

Damit ist die Sprache in denjenigen Grund eingeschrieben, der im Schöpfungsbericht der grundierende Grund aller Gründe ist: das anfängliche Dunkel, welches in benennenden Sprechakten zum Bild der erscheinenden Welt gelichtet wird. Die Sprache gibt mit diesen Bildern vermittelst der Benennung und Unterscheidung überhaupt erst die Gegenstände; sie erzeugt deren Festigkeit und Gestalt.

Diese Sprachursprungstheorie, die einen primären Akt der unterscheidenden Benennung an den Anfang setzt, um ein rekursiv verknotetes Zugleich von Bildursprung und Sprachursprung zu denken, ist zugrunde zu legen, wenn es um die Lektüre der

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

ebenso zentralen wie schwer lesbaren Passage aus *Die Signatur des Schönen* geht:

> »Denn da, wo das denkende Gebildete in den äußersten Fingerspitzen sich in sich selbst vollendet, vermag es erst, das Schöne *unmittelbar* wieder außer sich darzustellen. – Indes die Zunge durch eine bestimmte Folge von Lauten jedesmal harmonisch sich hindurch bewegend nur *mittelbar* das Schöne umfassen kann; insofern nämlich die mit jedem Worte erweckten und nie ganz wieder verlöschenden Bilder, zuletzt eine *Spur* auf dem Grunde der Einbildungskraft zurücklassen, die mit ihrem vollendeten Umriß dasselbe Schöne umschreibt, welches von der Hand des Künstlers dargestellt, auf einmal vors Auge tritt.
>
> Worte können daher das Schöne nicht eher beschreiben, als bis sie in der bleibenden Spur, die ihr vorübergehender Hauch auf dem Grunde der Einbildungskraft zurückläßt, *selbst wieder zum Schönen werden.* –
>
> Dies können sie aber nicht eher werden, als auf dem Punkte, wo die Wahrheit der Dichtung Platz macht, und die Beschreibung mit dem Beschriebnen eins wird […]«[74]

Das Zitat hört sich zunächst danach an, als würde die Sprache als ekphrastisch-sekundäres Tun dem gebildeten Schönen nur hinterherlaufen, als müsse sie aus eigener Anstrengung versuchen, dem Schönen angemessen zu werden. Aber offenkundig folgt die Textpassage einer weitaus komplexeren Semantik. Zwar kann »die Zunge […] nur *mittelbar* das Schöne umfassen«, aber zugleich wird ausgeführt, dass die Worte Bilder erwecken und dies »auf dem Grunde der Einbildungskraft« tun, wo eine »Spur« zurückbleibt, die einen »Umriß« zeichnet (s. o.: reinste Verhältnisse, wahrer Umriss). Von einer Inskriptionalisierung auf dem Grunde der Einbildungskraft kann nur die Rede sein, wenn es wiederum um eine Sprachursprungsdebatte geht. In der Tat wiederholt Moritz hier nur seine Sprachtheorie, nach der ursprünglich die Sprache zusammen mit dem Bild den grundierenden Grund bildet und zugleich eine Topographisierung des Grundes durchführt. Die »Spur« im Grund kann im Zusammenhang des Terminus »Umriß« an dieser Stelle nur die Topographisierung meinen, zumal wenn Moritz dann auch noch in gesteigerter Paradoxierung von der »letzten Spur«[75] spricht. Da der *fundus animae* Inhalte (Bilder) und Formen (sprachliche Topographisierung und sprachliche Aneignung durch die Funktion »ich«)

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

nur deshalb hat, weil die unterscheidende Bezeichnung ursprünglich aus dem Chaos heraus ein Bild prägt[76] und damit das Ding erzeugt und repräsentiert, ist die Frage der Beschreibbarkeit des Schönen – um die sich der Aufsatz »Die Signatur des Schönen« bemüht – letztendlich überhaupt keine Frage. Nur eine Sprachauffassung, die sich dem gebildeten und sich im Äußeren darstellenden Schönen abstrakt gegenüberstellt, erzeugt eben dadurch das Scheinproblem, dieses Schöne nicht beschreiben zu können. Eine Sprachauffassung hingegen, die sich immer schon an der gemeinsamen Wurzel von linguistischer Semiose und materialisierbarer Bildlichkeit weiß, braucht sich nur auf ihren Grund, nämlich auf die ursprünglich grundierende Spur, zu besinnen, um »mit dem Beschriebnen eins« werden zu können.

Die erheblichen Schwierigkeiten, die Kernbestimmung des Aufsatzes »Die Signatur des Schönen« einem Verständnis näherzubringen, resultieren zweifelsohne aus der rekursiven Figur, nach der die Sprache zugleich gründender und grundierender Grund ist, aber auch in ihrer manifesten und ausformulierten Form die Resultante des Grundes. In der Tat besteht die Zumutung genau darin, diese Rekursion sprachphilosophisch anzuerkennen. Die Sprache teilt mit dem Bewusstsein eine Konstitutionsparadoxie, die man bewusstseinstheoretisch als Aktdifferenz der Selbstreflexion bezeichnet hat.[77] Das Bewusstsein kann sich immer nur als Resultat objektivieren, aber nie sein erzeugendes Tun als solches ergreifen; es ist in jedem Akt der reflexiven Selbstvergegenwärtigung seinem erzeugenden Akt nachgestellt. Letztlich wird man der Sprache eine ganz ähnliche Struktur unterstellen müssen. Sie erscheint als formiertes Ergebnis, aber sie kann nur verstanden werden, wenn sie selbst schon als formierende Instanz diejenige Prägung induziert hat, aufgrund derer sie als Geprägtes resultiert. Moritz teilt mit Herder die Idee, dass der Gründungsakt der Sprache eine Unterscheidungsoperation ist, die sich als Merkmal[78] – Moritz wandelt den Herder'schen Begriff ab und spricht von »Merkstäben in unsrer Seele«[79] – materialisiert und so zum Zeichen wird, wobei sie im Akt der Unterscheidung erst die Teilung des Chaos in einzelne Gestalten und Dinge – für das Bewusstsein: Bilder – formiert. So gibt die Sprache das Bild, während zugleich das *Als-Bild-Gesehene* die Sprache zündet, um ihre Unterscheidungen und Benennungen sich vollziehen zu lassen.[80] Schon in dieser verdoppelten Ursprungsszene ist die Sprache (wie das Bild) initiierendes und initiiertes Moment in Einem. Sie grundiert und gründet den Grund und sie legt ihn, ihm gegenüber, aus.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Es wäre hier naheliegend, genau diese rekursive Funktion im *Anton Reiser* zu studieren. Denn Moritz hat dem Roman seine Sprachphilosophie *in concreto*, verknüpft in die Fäden eines genau studierten Subjekts, eingeschrieben (oder, je nach Lesart: Eine erfahrungsseelenkundliche Recherche hat die Sprachphilosophie *in concreto* unabweisbar gemacht). Im Roman ist es die Stadtbefestigung, die für Anton Reiser »die Vorstellung des Orts« bildet und damit die Möglichkeit schafft, »alle […] übrige[n] Vorstellungen« anzuknüpfen, folglich »Zusammenhang« und »Wahrheit«, sowie »Konstanz« zu etablieren.[81] Das »Bild«[82] dieser Orientierung und damit verbunden ein Bewusstsein des »Standpunktes«[83] zu haben, macht den Hannoverschen Wall zum Hoffnungsbild, mit dem Anton Reiser sich seinen eigenen dunklen Grund formiert. In Braunschweig – schon der Name der Stadt signalisiert den dunklen Grund (Schweigen, braun) – orientiert sich der Protagonist an einem ähnlichen Wall. Der durchweg in Leibniz'scher Terminologie geschriebene Romantext geht mit Anton Reiser um den Braunschweiger Wall herum, genau so wie Moritz in seiner Sprachphilosophie die Präpositionen als den Zirkel bestimmt hat, der den Grund formiert, damit die erste Person Singular das Mannigfaltige apperzipieren kann. Der Roman erzählt die paradoxe Rekursion der Sprachphilosophie. Die Bedeutung des Walls von Braunschweig, gebildet an der Kindheitserfahrung des Hannoverschen Walls, ist einerseits nur das Ergebnis einer Deutung des Vorhandenen. Andererseits aber ist es die gründende Aktivität der Unterscheidung, die es Reiser erst ermöglicht, diesen Wall zu sehen und ihn folglich, als seine Semiose erzeugend, sich selbst zuzuschreiben. Diese Topographisierung könnte Reiser mit dem Wort Schönheit beschreiben: Es ist gebildete Form, anschaulich gewordener *fundus animae*.

VI Bildkritik

Es ist ein und dieselbe Funktion der Sprache, die erstens als unterscheidende Benennung den Grund lichtet, indem sie die Bilder gibt, die sie ihm, ihn konstituierend, entnimmt. Zweitens bereitet sie als Topographisierung die Formen des erscheinenden Schönen und drittens weist sie als Grenzbestimmung den Begriffen ebenso wie den Bildern ihren Zirkel[84], also ihr umgrenztes Gebiet zu. Somit ist Sprache: Poiesis des Bildlichen, Topographisierung der Bilder und Bildkritik. In *Über die bildende Nachahmung des Schönen* legt Moritz Wert darauf, dass die Begriffe »gewisse fest[e] Grenzlinien«[85] haben, dass verschiedene Begriffe auch tatsächlich zu »scheiden«[86]

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

sind, dass man Begriffe topographisiert, um z. B. »die Leiter der Begriffe herab«[87] steigen zu können, um sie sich »entgegen kommen«[88] zu lassen oder ihre »Nebeneinanderstellung«[89] zu studieren. Moritz betreibt Ordnungspolitik im begrifflichen Feld. Er weist den Begriffen Orte zu und definiert ihre legitimen Verknüpfungen. Er topographisiert und betreibt damit das, was Kant als Grenzbestimmung der Begriffe[90] Kritik[91] nennt.

Nach dem Gesagten ist klar, dass diese Begriffspolitik nichts anderes sein kann, als die semantische Formalisierung derjenigen Topographisierung, die die Sprache in ihrer deiktischen Funktion gründend der Grundierung des Grundes einschreibt. Wäre dies nicht der Fall, dann müsste man mit zwei Systemen sprachlicher Topologie rechnen, was unter Leibniz'schen Prämissen widersprüchlich wäre. Wenn nun aber die Sprache eben deshalb die kritische Grenzbestimmung der Begriffe leisten kann, weil sie in ihrer immanenten Ikonik topographisierend wirkt, dann liegt es nahe, Grenzbestimmung als Kritik und sprachliche Ikonik auf denselben Punkt zusammenzuziehen. Eine ›Sprachphilosophie-vom-Bilde-her‹, wie sie Moritz entwirft, ist als solche Bildkritik, sowohl im Roman, als auch in der *Deutschen Sprachlehre* und in den ästhetiktheoretischen Schriften. Es handelt sich um eine Sprachidee, in der die Sprache eine ikonische Poiesis leistet und zugleich ein grenzziehendes Geschäft durchführt. Einen komplexen Sprachbegriff als Bildkritik zu denken, heißt, die Sprache sprachursprungsphilosophisch und zugleich in ihrer formierten Performanz zu verstehen. Moritz tut dies auf seine Weise auf vormodernem linguistischen[92] und vormodernem anthropologischen Terrain. Eine systematische Bestimmung von Bildkritik innerhalb einer ›Sprachphilosophie-vom-Bilde-her‹ könnte sich dankbar bei Moritz Bereicherung holen, aber sie müsste doch auch ein anderes begriffliches Instrumentarium kennen.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Endnoten

1 Vgl. zu den folgenden einleitenden Bemerkungen: Wolfgang Riedel, Anthropologie und Literatur in der deutschen Spätaufklärung. Skizze einer Forschungslandschaft, in: *Internationales Archiv für die Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 6. Sonderheft (1994), Nr. 3, S. 93 – 157; Hans-Jürgen Schings (Hg.), *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DGF-Symposion 1992*, Stuttgart 1994; Hans-Jürgen Schings, Der anthropologische Roman, in: Bernhard Fabian (Hg.), *Die Neubestimmung des Menschen*, München 1980, S. 247 – 275.

2 Zimmermann stammt aus der Schweiz, ist aber dann als Leibarzt des Königs von England nach Hannover gegangen, wo er zu einem der wichtigsten Gelehrten auf dem Grenzgebiet von Arzneikunde und Philosophie geworden ist. Seine Schrift *Betrachtungen über die Einsamkeit* (1756) ist eine der wichtigsten Abhandlungen über die Melancholiediskussion im 18. Jahrhundert. Dieser Text wurde dann in den Jahren 1784/5 zu dem vierbändigen Werk *Über die Einsamkeit* ausgearbeitet.

3 Ernst Platner, *Anthropologie für Aerzte und Weltweise*, 2. Nachdr. der Ausg. Leipzig 1772, Hildesheim 2000.

4 Das Wort ›Anthropologie‹ findet sich im klassischen Griechisch nicht. Es kann auch nicht auf einzelne Stellen bei Aristoteles zurückgeführt werden. In der Spätantike und im Mittelalter gibt es zwar vereinzelt einige Orte, an denen das Wort ein-, zweimal auftaucht und eine theologische Bedeutung zu haben scheint. Man kann aber nicht davon sprechen, dass es sich hier um einen innerhalb des philosophischen Diskurses etablierten Terminus handelt. In Johann Georg Walchs *Philosophischem Lexikon* (2. Aufl. 1733) findet sich ein Eintrag mit dem Titel »Anthropologie«. Dort wird zusammengefasst, was in der deutschen Schulphilosophie ab dem 16. Jahrhundert an verschiedenen Stellen mit dem Begriff gedacht worden ist. In diesem Lexikonartikel schreibt Walch, dass »die Anthropologie die Lehre von dem Menschen ist«. Ich zitiere weiter: »Es bestehet derselbige aus einer gedoppelten Natur, einer physischen und moralischen, von denen beiderseits kann gehandelt werden. Dieses alles könnte man unter dem Worte Anthropologie fassen und sie in eine physische und moralische teilen.« *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hg. v. Joachim Ritter, Darmstadt 1971, Bd. 1, S. 364. Man kann also feststellen, dass gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts das Wort Anthropologie zu einem Terminus wird, der es wert ist, in einem philosophischen Lexikon behandelt zu werden.

5 Gottfried Wilhelm Leibniz, *Neue Abhandlung über den menschlichen Verstand/Nouveaux Essais sur l'Entendement Humain,* hg. v. Wolf von Engelhardt, Hans Heinz Holz, Frankfurt a. M. 1961, Bd. 1, S. XXI – XXIX.

6 Vgl. dazu vor allem: Hans Adler, Fundus animae – Der Grund der Seele. Zur Gnoseologie des Dunklen in der Aufklärung, in: *DVjs* 62 (1988), S. 197 – 220 und ders., *Die Prägnanz des Dunklen. Gnoseologie, Ästhetik, Geschichtsphilosophie bei Johann Gottfried Herder*, Hamburg 1990.

7 Vgl. Hermann Samuel Reimarus, *Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe*, Nachdruck 2. Aufl., Göttingen 1982.

8 Vgl. Leibniz 1961 (wie Anm. 5), Bd. 1, S. XXXIII.

9 Karl Philipp Moritz, *Werke*, hg. v. Horst Günther, 3 Bde., Frankfurt a. M. 1981, hier: Bd. 2, S. 558. Vgl. auch S. 560: »Denn dieser große Zusammenhang der Dinge ist doch eigentlich das einzige, wahre Ganze; jedes einzelne Ganze in ihm, ist wegen der unauflöslichen Verkettung der Dinge, nur *eingebildet.*«

10 Vgl. hierzu nach wie vor den Klassiker von Arthur O. Lovejoy, *Die große Kette der Wesen*, Frankfurt a. M. 1993. Im späteren Verlauf von *Über die bildende Nachahmung des Schönen* wird Moritz die harmonische *chain of being* in eine *chain of destruction* umformulieren, um aus der Stufenordnung des Gefressenwerdens einer jeden niederen Existenz durch eine höhere (Moritz 1981 [wie Anm. 9], Bd. 2, S. 572f.) abzuleiten, dass am Ende der Kette, in der ästhetischen Selbstreferenz, diese Funktionalität der Qualen (ebd., Bd. 2, S. 576) doch wieder in eine Harmonie aufgehoben wird (Vgl. ebd., Bd. 2, S. 573, S. 577 u. ö.).

Ralf Simon

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

11 »Und messen wir wieder das Große Edle und Schöne nach der Höhe, in der es über uns, unsrer Fassungskraft kaum noch erreichbar ist, so geht der Begriff des Schönen in den Begriff des *Erhabnen* über«. Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 559.

12 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 560.

13 Vgl. diesen Terminus bei Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 561f.

14 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 561.

15 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 581: »[…] denn das erste Erfordernis des Schönen ist ja eben seine *Klarheit*, wodurch es sich dem Aug entfaltet.«

16 Moritz 1981, (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 581: »Das Licht, worin sich uns das Schöne zeigt, kommt nicht von uns, sondern fließt von dem Schönen selber aus, und verscheucht auf eine Weile die Dämmerung um uns her.«

17 Vgl. Alexander G. Baumgarten, *Ästhetik*, hg. v. Dagmar Mirbach, 2 Bde., Hamburg 2007. Im ersten Kapitel der *Heuristik der Allgemeinen Ästhetik*, Abschnitt XXXVII, §§ 614ff. behandelt Baumgarten das ästhetische Licht (*lux aesthetica*), indem er, mehr als den Begriff ›*lux*‹, die Begriffe ›*claritas*‹ (eigentlich: ›Klarheit‹) und ›*perspicuitas*‹ (rhetorisch: ›Fasslichkeit‹) durcharbeitet. Das ästhetische Licht stellt dem rezipierenden ästhetischen Verstand (dem *analogon rationis*, vgl. § 615) einen Gegenstand klar und fasslich dar, so dass seine Präsenz die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Genau dies ist die Bestimmung, die sich bei Moritz findet (s. hier die beiden vorangehenden Endnoten): Der schöne Gegenstand gibt sich von sich her dem betrachtenden Auge zu sehen. Er ist dafür weder zu dunkel, um wahrgenommen zu werden, noch so deutlich, dass er im logischen Licht stände (*lux logica*, § 617) und folglich nur noch begrifflich, nicht aber ästhetisch rezipiert werden würde.

18 Zum Begriff der Gedankenperspektive s. u.

19 Karl Philipp Moritz, *Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde*, hg. v. Petra und Uwe Nettelbeck, 10 Bde., Nördlingen 1986, hier Bd. 5, S. 142 – 163.

20 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 5, S. 142.

21 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 5, S. 146.

22 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 5, S. 143: »Es giebt keine Idee, welche isoliert in der Seele befindlich seyn könnte, sondern sie steht allemahl mit mehrern in einem Zusammenhange.«

23 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 5, S. 146.

24 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 5, S. 146.

25 Zur Metaphorik der Fäden vgl. Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 5, S. 143: »Sie [die ersten sinnlichen Grundbegriffe] sind die Fäden, an welche sich alle folgende Vorstellungen bald auf eine nähere, bald eine entferntere Art anknüpfen, ohne daß die Seele einmahl darauf merkt.«

26 Zu diesem Begriff vgl. Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 5, S. 157.

27 Johann Gottfried Herder, *Werke*, hg. v. Martin Bollacher u. a., 10 Bde., Frankfurt a. M. 1985 – 2000, hier: Bd. 4, S. 340.

28 Herder 1985 – 2000 (wie Anm. 27), Bd. 4, S. 343.

29 Herder 1985 – 2000 (wie Anm. 27), Bd. 4, S. 338.

30 Herder 1985 – 2000 (wie Anm. 27), Bd. 4, S. 365.

31 Karl Philipp Moritz, *Deutsche Sprachlehre für die Damen*, hg. v. Petra und Uwe Nettelbeck, Nördlingen 1988.

32 Vgl. Karl Bühler, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache* [1934], Frankfurt a. M. 1978.

33 Vgl. dazu den Aufsatz von Claudia Kestenholz, die freilich die Frage der Bildlichkeit sofort auf Metaphorik einschränkt, in weitgehender Unkenntnis der epistemologischen Voraussetzungen des 18. Jahrhunderts (Anthropologie) argumentiert und stattdessen bei Moritz auflistet, was aus gegenwärtiger linguistischer Perspektive noch einsammelnswert erscheint (Ökonomieprinzip der bildlichen Rede, Konventionsbruch der Metapher, Begriff der Konnotation etc.). Claudia Kestenholz, Karl Philipp Moritz. Eine Theorie des

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Endnoten

bildlichen Sprechens, in: Annelies Häcki Buhofer (Hg.), *Karl Philipp Moritz. Literaturwissenschaftliche, linguistische und psychologische Lektüren*, Tübingen/Basel 1994, S. 55 – 76.

34 Moritz 1988 (wie Anm. 31), S. 12. Diese Formulierung macht deutlich, dass Moritz eigentlich nicht eine Relation von Denken und Sprache in dem Sinne diskutiert, dass Denken als klares Fortschreiten in Begriffen verstanden würde. Eine Formulierung wie »Gang der Ideen« meint in diesem Kontext vor allem die im *fundus animae* grundgelegten Assoziationen. Eine Rekonstruktion der Moritz'schen Sprachtheorie, ausgehend vom Verhältnis von Denken und Sprechen, wie Häcki Buhofer es versucht, greift deshalb nicht tief genug. Vgl. Annelies Häcki Buhofer, »Deutsche Sprachlehre für die Damen« – Moderne und originelle Aspekte in Karl Philipp Moritz' Grammatik und Sprachtheorie, in: dies. (Hg.), *Karl Philipp Moritz. Literaturwissenschaftliche, linguistische und psychologische Lektüren*, Tübingen/Basel 1994, S. 91 – 114, bes. S. 100 – 104.

35 Moritz 1988 (wie Anm. 31), S. 22.

36 Moritz 1988 (wie Anm. 31), S. 29.

37 Moritz 1988 (wie Anm. 31), S. 23.

38 Moritz 1988 (wie Anm. 31), S. 37.

39 Bühler 1978 (wie Anm. 32), § 8.

40 Moritz' Sprachtheorie wurde in der Forschung verschiedentlich behandelt, aber nie ausgehend von den Deiktika hinsichtlich ihrer Verbindung zum *fundus animae*. Raimund Bezold (*Popularphilosophie und Erfahrungsseelenkunde im Werk von Karl Philipp Moritz*, Würzburg 1984, S. 54 – 62) beschäftigt sich mit der Frage nach der Funktion der Allgemeinbegriffe. Claudia Kestenholz kommt auf Moritz' Sprachphilosophie im Zusammenhang der ursprünglichen Metaphorizität zu sprechen (*Die Sicht der Dinge. Metaphorische Visualität und Subjektivitätsideal im Werk von Karl Philipp Moritz*, München 1987, S. 61ff.).

41 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 69 – 78.

42 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 73.

43 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 76.

44 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 77.

45 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 78.

46 Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, hg. v. Raymund Schmidt, Hamburg 1976, B § 16.

47 Impersonalia sind nach *Duden-Grammatik* (benutzt: 3. Aufl. 1973, dort §§ 1147ff.) solche Verben, die man nur mit dem unpersönlichen Subjekt ›es‹ verbinden kann, wie z. B.: »es regnet«.

48 Der Terminus des Verhältnisses taucht in dieser Textsequenz (Moritz 1986 [wie Anm. 19], Bd. 1, S. 73 – 77) so auffallend oft auf, dass man ihm begriffliche Stabilität zudenken muss. Moritz versucht in der Tat nicht, mit den Impersonalia direkt den dunklen Grund zu lichten. Vielmehr setzt sich das Ich in ein Verhältnis zu dem, was im Grund schon vorliegt und bestimmt diese Relation.

49 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 165.

50 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 165. Bühler definiert: »[…] wird dann deutlich werden, dass der werdende Kontext einer Rede selbst zum Zeigfeld erhoben wird, wenn wir anaphorisch zeigen […] Die werdende Rede wendet sich sozusagen auf sich selbst zurück […]«, ders. 1978 (wie Anm. 32), S. 124.

51 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 164.

52 Vgl. die Tabelle: Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 166f.

53 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 168.

54 Vgl. stellvertretend für viele andere Nachweise dieses Gedankens bei: Leibniz 1961 (wie Anm. 5), Bd. 1, S. XXXIIf.

55 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 591 u. ö.

56 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 594 u. ö.

57 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 7, S. 247.

58 Vgl. zu diesem durchgängig Leibniz'schen Zusammenhang, der bei Moritz zu einer ursprünglichen Metaphorik des Optischen führt: Kestenholz 1987 (wie Anm. 40), S. 52 – 78.

Ralf Simon

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

59 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 270. Zum Origo-Begriff vgl. Bühler 1978 (wie Anm. 32), § 8.
60 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 266.
61 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 268.
62 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 268 [Zitat umgestellt, R. S.].
63 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 268.
64 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 557.
65 Vgl. Moritz' Aufsatz »Über die bildende Nachahmung des Schönen«, in dem mehrfach betont wird, dass »das innre Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse« (Moritz 1981 [wie Anm. 9], Bd. 2, S. 563). Insbesondere die Unterscheidung von bloßer Realität und ästhetischem Erscheinen macht deutlich, dass das Schöne nicht nur sichtbar erscheinen muss, sondern dass diese Erscheinung eine andere Qualität hat, als die des Vorhandenseins der Dinge: »Die Realität muss unter der Hand des bildenden Künstlers zur Erscheinung werden.« (Moritz 1981 [wie Anm. 9], Bd. 2, S. 560). – Man wird nicht fehlgehen, im Gedanken des Erscheinen-Müssens des Schönen einen Reflex der entsprechenden Bestimmungen Baumgartens zu sehen: »Perfectio phaenomenon, s. gustui latius dicto obseruabilis, est PVLCRITUDO«, Alexander Gottlieb Baumgarten, *Metaphysica*, Halle 1739 (Nachdruck 7. Aufl. 1779: Hildesheim 1963), § 662. Zum Hintergrund dieses Gedankens gehört das Leibniz'sche Philosophem, dass ein Ding, sobald es vollständig bestimmt ist, erscheinen muss. Nur Dinge, die unvollständig sind, bleiben vor der Schwelle des Phänomenwerdens. Da nun in der Ästhetik das vollständige Insichbestimmtsein zur Auszeichnung des Schönen wird, ist dessen Eigenschaft, erscheinen zu müssen, notwendig gegeben. Vgl. zu diesem sehr komplexen Zusammenhang: Ralf Simon, *Das Gedächtnis der Interpretation. Gedächtnistheorie als Fundament für Hermeneutik, Ästhetik und Interpretation bei Johann Gottfried Herder*, Hamburg 1998, S. 227 – 284.
66 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 586.
67 Moritz 1988 (wie Anm. 31), S. 23.
68 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 2, S. 94.
69 Moritz 1986 (wie Anm. 19), Bd. 1, S. 266.
70 Die Moritz-Forschung hat die Formulierungen vom »wahren Umriss des leeren Raumes« und von den »reinen Verhältnissen« zum Anlass genommen, den Bezug zur Schönheitslinie oder zur Geometrie zu suchen. Sicher, diese Assoziation liegt nahe. Aber im Kontext von Moritz' Sprachphilosophie, die im vorliegenden Aufsatz mit Vehemenz in die Anthropologie hineingelesen wird, liegt die andere Lektüre nahe, die Begrifflichkeit von Umriss und Verhältnis auf die Deiktika zu beziehen. Vgl. zur Kreisfigur und der Umrisslinie in Moritz' Ästhetik: Günter Oesterle, Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente. Kontroverse Formprobleme zwischen Aufklärung, Klassizismus und Romantik am Beispiel der Arabeske, in: Herbert Beck u. a. (Hg.), *Ideal und Wirklichkeit der bildenden Kunst im späten 18. Jahrhundert*, Berlin, 1984, S. 119 – 139 und Sabine Schneider, *Die schwierige Sprache des Schönen. Moritz' und Schillers Semiotik der Sinnlichkeit*, Würzburg 1998, bes. S. 172 – 244; Caroline Torra-Mattenklott, Kreisfigur und Metaschematismus bei Karl Philipp Moritz, in: Ralf Simon, Ulrich Gaier (Hg.), *Zwischen Bild und Begriff. Kant und Herder zum Schema*, München 2010, S. 155 – 190.
71 Moritz 1988 (wie Anm. 31), S. 88.
72 Moritz 1988 (wie Anm. 31), S. 91.
73 Moritz 1988 (wie Anm. 31), S. 93.
74 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 584.
75 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 585.
76 Zum Terminus des Prägens: »[…] so ist es ja kein Wunder, wenn die Vorstellungen von den Dingen außer uns gleichsam das Gepräge von der Vorstellung unsrer selbst annehmen, und wenn daher auch die Sprache der ganzen leblosen Natur das Gepräge des Menschen aufdrückt«, Moritz 1988 (wie Anm. 31), S. 57.

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn

Endnoten

77 »Die Unmöglichkeit einer Reflexion auf die Aktuosität uno actu«, vgl. Peter Baumanns, *Fichtes Wissenschaftslehre. Probleme ihres Anfangs,* Bonn 1974, S. 37.

78 Herder, 1985 (wie Anm. 27), Bd. 1, S. 722f. u. ö. (= *Über den Ursprung der Sprache*).

79 Moritz, 1988 (wie Anm. 31), S. 88: »So oft wir etwas sehen oder hören, befestigen wir, durch das tönende Wort, einen Merkstab in unsrer Seele, und wenn wir uns desjenigen, was wir gesehen oder gehört haben, wieder erinnern wollen, so dürfen wir uns nur nach diesen Merkstäben, als getreuen Wegweisern, richten.«

80 Sehr prägnant formuliert Moritz diese Rekursion in: ders. 1988 (wie Anm. 31), S. 87: »Der auffallendste Unterschied der Dinge, in unsrer Vorstellung, preßte zwar zuerst das Wort hervor, aber eben durch das Wort ward nachher der Unterschied selbst wiederum genauer bezeichnet, und die Grenzlinien der Dinge immer bestimmter gezogen.«

81 Das Zitat im Zusammenhang: »So mächtig wirkt die Vorstellung *des Orts*, woran wir alle unsre übrige Vorstellungen knüpfen. – Die einzelnen Straßen und Häuser, die Anton täglich wieder sahe, waren das Bleibende in seinen Vorstellungen, woran sich das immer Abwechselnde in seinem Leben anschloß, wodurch es Zusammenhang und Wahrheit erhielt, wodurch er das Wachen vom Träumen unterschied – In der Kindheit ist es insbesondre nötig, daß alle übrigen Ideen sich an die Ideen des Orts anschließen, weil sie gleichsam in sich noch zu wenig Konsistenz haben, und sich an sich selber noch nicht fest halten können«, Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 1, S. 97.

82 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 1, S. 99.

83 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 1, S. 99.

84 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 556.

85 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 552.

86 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 553.

87 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 557.

88 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 557.

89 Moritz 1981 (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 557.

90 Kant 1976 (wie Anm. 46), B 789.

91 Kritik ist bei Kant im Sinne schon der griechischen Philosophie das erste Unterscheidungsvermögen, aber hinzukommend ein Ordnen des Unterschiedenen so, dass der »Gerichtshof der Vernunft« (Kant 1976 [wie Anm. 46], B 779) aufgrund einer Topik in der Lage ist, legitimen Vernunftgebrauch dadurch zu qualifizieren, dass die Zuweisung von Gegenstand des Urteils und Ort des Urteilens möglich wird.

92 Aufschlussreich ist Häcki Buhofers Versuch, bei Moritz Anfänge einer relational verstandenen Satzgliedlehre zu rekonstruieren und so den Anschluss an die moderne Linguistik zu suchen. Vgl. dies. 1994 (wie Anm. 34), S. 91 – 114, bes. S. 105 – 111.

Ralf Simon

Urheberrechtlich geschütztes Material! © 2012 Wilhelm Fink Verlag, Paderborn